

Christine Ax · Friedrich Hinterberger
Wachstumswahn

Christine Ax · Friedrich Hinterberger

WACHSTUMS WAHN

Was uns in die Krise geführt hat –
und wie wir wieder herauskommen

LUDWIG 



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2013 by Ludwig Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.ludwig-verlag.de

Redaktion: Heike Gronemeier

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2013

ISBN: 978-3-453-28054-0

Gewidmet unseren Familien

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

Teil I

Wunder-bar oder: Wie alles begann	21
---	----

Kapitel 1: Wirtschaftswachstum – was ist das eigentlich?	23
---	----

Kapitel 2: Wie wir wurden, was wir sind	49
---	----

Kapitel 3: Erste Risse	77
------------------------------	----

Teil II

Aus-gewachsen oder: Zwischen Wahn und Sinn	99
---	----

Kapitel 4: »Scheinriesen« oder: Die Schattenseiten des Wachstums	101
---	-----

Kapitel 5: Die 00er-Jahre oder: Börsencrashes und Blasen	162
---	-----

Kapitel 6: Sind wir in einer Wachstumsfalle gefangen? ..	175
--	-----

Kapitel 7: Lessons learned?	198
-----------------------------------	-----

Teil III

End-lich oder: Langsamer, anders, besser	201
Kapitel 8: Nach dem Crash	203
Kapitel 9: Wirtschaften, um zu leben, oder leben, um zu wirtschaften?	209
Kapitel 10: Treiben wir den Konsum oder treibt er uns?	218
Kapitel 11: Investieren? Ja, in die Zukunft!	237
Kapitel 12: Ökologische Grenzen überschreiten? Respektieren!	248
Kapitel 13: Exportieren? Produzieren wir mehr für uns selbst!	259
Kapitel 14: Noch mehr Staat? Auf die richtige Balance kommt es an!	269
Kapitel 15: Immer mehr für einige wenige? Arbeit und Einkommen fair verteilen!	279

Teil IV

Gesagt – Getan!	301
Kapitel 16: »Wir« haben es in der Hand	303
Kapitel 17: »Die Politik« hat es in der Hand	319
Kapitel 18: Die globale Dimension	344
Kapitel 19: Der Weg entsteht beim Gehen	348
Literatur	361
Danksagung	367

Vorwort

Ein schöner, sonniger Frühsommertag in Hamburg. Es ist halb zwölf, wir sitzen erschöpft bei einem Cappuccino draußen in einem Café auf dem Goldbekmarkt, froh, den Massen, die sich ihren Weg über den Markt bahnen, entronnen zu sein. Ganz Hamburg scheint an diesem Vormittag den gleichen Gedanken gehabt zu haben – in Ruhe (!) über den Markt zu bummeln. Die Stände locken mit einer unglaublichen Vielfalt und Fülle an guten Dingen: Blumen, Früchte aus aller Welt, Käsestände, Frischnudeln, Antipasti und Gemüse, fast alles inzwischen auch in Bioqualität und/oder mit dem Etikett »regional« versehen. Die Einkaufsstützen der Vorbeieilenden quellen schier über, auch unsere sind gut gefüllt.

Für Fritz Anlass genug, zu einem Monolog über Dinge, die man braucht (oder eher nicht braucht), anzuheben. Er beklagt sich darüber, dass seine Wohnung vollgestopft sei mit Sachen, die sich in den letzten dreißig Jahren angesammelt hätten, und wie schwer es sei, sich mit seiner Familie darüber zu einigen, was wegkönnen und was nicht. Am liebsten immer die Sachen der jeweils ändern. Am Ende bleibe alles da, wo es gewesen war.

Wir warten auf Bert Beyers, in dessen Studio in Eimsbüttel wir gerade an diesem Buch arbeiten. Als er kommt – ebenfalls mit Tüten vom Markt bepackt –, diskutieren wir über die Qualität des italienischen Käses, der hier im Café serviert wird, und über das Geschäft auf der anderen Seite des Marktes, das Hosen

anbietet, die in »Designerkleider« verwandelt wurden. Die Hosenbeine waren aufgetrennt, die vier Stoffbahnen zu einem Rock zusammengenäht worden. Eines der vielen schönen Beispiele für Up-Cycling, die uns neuerdings begegnen. Aus dem Radio, das uns eben noch mit Eros Ramazzotti in Stimmung gebracht hat, schnarrt jetzt die Stimme des Nachrichtensprechers. Die wenigen Wortfetzen, die wir hören können, reichen völlig aus, um uns die Laune zu verhageln. Seit Wochen die gleichen Geschichten. Die Investoren würden aus dem Euro fliehen, die Wirtschaftskrise in Südeuropa und die hohe Arbeitslosigkeit dort gäben Anlass zur Sorge, ein Experte habe erklärt, man brauche dringend ein Konjunkturprogramm, weil nur Wachstum jetzt noch helfen könne. Dann die nächsten Meldungen: bürgerkriegsähnliche Zustände hier, Armut dort, Klimawandel, Ressourcenknappheit usw., eine Spirale, die sich immer schneller dreht, eine allumfassende Krise, die sich immer weiter zuspitzt.

Und was tun wir? Geben uns Kaufrausch und Genuss hin, tun so, als ob uns das alles nichts angehe, und diskutieren lieber den Fernsehfilm vom Vorabend oder mokieren uns über die Qualität von Tiefkühlpizza. Weil wir ignorant sind? Weil es uns noch »zu gut geht« im Vergleich zu den anderen in Europa – vom Rest der Welt gar nicht zu reden? Weil wir uns den Luxus noch leisten können, über die vom-Falschen-zu-viel-und-vom-Richtigen-zu-wenig-Krankheit zu diskutieren? Zu viele Klammotten, zu viel Stress, zu viel Verantwortung, zu viel Angst vor der Zukunft, zu wenig Muße, zu wenig Zeit für unsere Lieben, zu wenig Sicherheit und Vertrauen in die Zukunft ... Eine Reihe, die sich endlos fortsetzen ließe. Aber während wir an jenem sonnigen Sommertag hier noch im Café sitzen und auf hohem Niveau jammern können, hat es andere – auch in unserer Ge-

sellschaft – längst aus der Kurve getragen. Und wir könnten die Nächsten sein.

Der tägliche Blick in die Zeitung verrät: Die Wirtschafts- und Finanzkrise, die im Jahr 2008/2009 begonnen hat, ist noch längst nicht überwunden; doch schon sagen Experten die nächsten Krisen voraus. Um da nicht sehenden Auges hineinzuschlittern, fordern manche einen radikalen Sparkurs, um wieder wettbewerbsfähig zu werden (unpopulär, wie man z.B. an Griechenland sehen kann), andere setzen auf Konjunkturprogramme und kräftige Finanzspritzen, um Wirtschaft und Wachstum wieder anzukurbeln. Eine Investition für und in die Zukunft sei das, sagen Fachleute. Dumm nur, dass keiner weiß, wie das ohne weiter steigende Staatsverschuldung gehen soll. Und da erheben sich schon die nächsten Stimmen, die davor warnen, dass wir damit den nachfolgenden Generationen eine zu große Belastung aufbürden würden. Wir hinterlassen ihnen nichts als Schulden, eine kaputte Umwelt, legen einen Mühlstein um den Hals unserer Kinder und Enkel, der das ganze System dereinst zum Kippen bringen wird. Es gibt Fatalisten, die sagen: Nach mir die Sintflut. Aber auch Realisten, die sagen: Die Vorboten des Kollaps werden auch uns noch erfassen. Und dann sei Schluss mit Wohlstand und sozialem Frieden.

Aber was ist das eigentlich für ein System, das droht, ins Wanken zu geraten? Worauf gründet sich unser (relativer) Wohlstand, unser vergleichsweise hoher Lebensstandard?

Vereinfacht gesagt: Er gründet auf Wachstum. Und zwar auf einem permanenten, man könnte auch sagen einem grenzenlosen Wachstum. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war, was das Wirtschaftswachstum betrifft, einzigartig. Nie gab es eine so lange anhaltende Phase solch schnellen Wachstums, eine Zeit, in der man glaubte, keine Angst vor der Zukunft haben zu müs-

sen. 150 Jahre hat Europa gebraucht, um sich von einem Kontinent der Bauern und Handwerker in eine Region zu verwandeln, die global vernetzt und hochproduktiv ist. Automatisierung, weltumspannende Datenautobahnen und ein extrem leistungsstarkes Transportwesen haben den weltweiten Austausch von Waren und Dienstleistungen ermöglicht und immer schneller und billiger gemacht und eine hocharbeitsteilige, grenzüberschreitende, internationalisierte Wirtschaft entstehen lassen.

Diese Entwicklung begann mit der Industrialisierung und erreichte um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einen ersten Höhepunkt, der auch mit einer ersten »Globalisierung« der Wirtschaft verbunden war. Eine unglaubliche Flut an technischen Innovationen nährte die Hoffnung, dass es immer nur vorangehen würde. Der Erste Weltkrieg versetzte diesem Glauben einen ersten schweren Dämpfer, es folgten politisch schwierige Jahre, am Ende der »Goldenen Zwanziger« riss der Schwarze Freitag die Börsen diesseits und jenseits des Atlantik in eine Abwärtsspirale. Massenarbeitslosigkeit und Armut waren die Folge. In Deutschland und Österreich erstarkten nationale Bewegungen, mit den bekannten Konsequenzen. Der Zweite Weltkrieg mit seinen verheerenden Auswirkungen auf menschlicher Seite war wirtschaftlich gesehen die Grundlage für das, was nun entstehen konnte – wenn Altes kaputtgeht, ist Raum für Neues. In den Jahrzehnten nach 1945 wuchs die Wirtschaft in ungeahnten Dimensionen. Die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat dem industrialisierten Fünftel der Welt ein unglaubliches »Wirtschaftswunder« beschert. Im Deutschland der 1950er-Jahre hatte Ludwig Erhard, der Vater der sozialen Marktwirtschaft, »Wohlstand für alle« versprochen. Wohlstand durch Wirtschaftswachstum. Ein Versprechen, das tatsächlich eingelöst wurde. Die Wirtschaftsleistung in Deutschland und Österreich vervielfachte sich in wenigen Jahrzehnten

und mit ihr der materielle Wohlstand, der langsam, aber sicher in das Credo »Konsum für alle und auf immer und ewig« mündete. Nach wie vor galt: Es gibt keine Grenzen, es geht immer weiter aufwärts.

In den 1970er-Jahren erschien der erste Bericht des Club of Rome. Er beschäftigte sich mit der Frage, ob unendliches Wachstum in einer endlichen Welt überhaupt möglich ist. In der Natur kommen alle Wachstumsprozesse irgendwann zu einem natürlichen Ende. Menschen, Tiere, Pflanzen wachsen erst langsam, dann für kurze Zeit immer schneller, bis sie irgendwann ihre Grenzen erreicht haben und »ausgewachsen« sind. Ein Mechanismus, der sicherstellt, dass das Ökosystem, das sie umgibt, nicht kippt. Wenn zum Beispiel in dem am höchsten entwickelten Ökosystem unserer Erde – dem tropischen Regenwald – bestimmte Pflanzen plötzlich »schneller, höher, weiter« wollten, würde alles aus den Fugen geraten. Solange das nicht geschieht, befindet sich dieses System in einem dynamischen Fließgleichgewicht. Es *entwickelt sich*, aber es wächst nicht.

Auch »die Wirtschaft« hat einmal klein angefangen; ihr Wachstum hat (befeuert zuerst von Kohle und dann von Öl und vom sozialen Wandel) innerhalb des vergangenen Jahrhunderts außergewöhnliche Größenordnungen erreicht. Die Frage ist nur, ob der Peak nicht bereits überschritten wurde. Denn seit rund zwanzig Jahren hat sich das Wachstum der früh industrialisierten Volkswirtschaften wie Deutschland, Österreich oder Japan (gemessen am Bruttoinlandsprodukt BIP) stetig verlangsamt, in anderen Ländern ist es rückläufig.

Ist das eine natürliche Entwicklung, oder müssen wir mit aller Macht dagegen ansteuern? »Ja, natürlich müssen wir das«, sagen die einen. Um Arbeitsplätze zu schaffen, um die Inflation auszugleichen, um die Renten zu sichern, die Staatsschulden abzutra-

gen, wegen des demografischen Wandels, um uns weiterzuentwickeln, damit wir konkurrenzfähig bleiben usw. Beständiges Wachstum sei, sagen sie, letztlich der Garant nicht nur für die Wahrung unseres Besitzstandes, sondern für den sozialen Frieden allgemein.

»Ja, aber«, sagen die anderen und verweisen darauf, dass Wachstum seinen Preis hat. Dass wir unseren Wohlstand auf dem Rücken anderer erzeugen, dass Einkommen und Bildung weltweit sehr ungleich verteilt sind, dass wir angesichts von Ressourcenknappheit und überbordender Staats- und Privatverschuldung nicht allein auf Wachstum setzen dürfen.

Menschen wie die Schriftstellerin Elisabeth Schratzenholzer fragen: »Wann wird die Wirtschaft erwachsen?« Sie hätte eigentlich fragen müssen: »Wann werden *wir* erwachsen?« Wann fangen wir an, umzudenken und nach neuen Wegen zu suchen?

Wenn wir über Wachstum reden, machen wir uns viel zu selten bewusst, wie »relativ« Zahlen sind. »Magere« 2 Prozent Wirtschaftswachstum bedeuteten 2011 in Österreich 11 Mrd. Euro und sind damit in der Summe neunmal so viel wie das, was mit den 8,8 Prozent Wachstum im Jahr 1968 erzielt wurde. Und auch wenn die deutsche Wirtschaft 2012 nur um 2 Prozent gewachsen ist, war das BIP in diesem Jahr immer noch dreimal so hoch wie 1968, und es kamen noch 51,5 Milliarden Euro obendrauf. Wäre es wirklich so schlimm, wenn das Wachstum auf dem heutigen Niveau stagnieren würde? Wenn Firmen nicht Jahr für Jahr verkünden würden, ohne eine Steigerung von soundso viel Prozent ginge es nicht? Warum eigentlich nicht? Wann stoßen wir das goldene Kalb Wachstum endlich vom Thron?

Wir meinen: Es ist höchste Zeit! Nicht, weil wir Wachstumskritiker sind. Es spielt nämlich überhaupt keine Rolle, ob Sie oder wir persönlich für oder gegen Wachstum sind. Über mehr

oder weniger Wachstum wird weder in Talkshows noch in Büchern oder auf Parteitage entschieden. Wachstum lässt sich eben nicht nach Gutdünken steuern, es folgt seinen eigenen Gesetzen. Es ist demnach nicht die Schuld der Wachstumskritiker, dass die Wachstumstreiber immer schwächer werden. Es liegt in der Natur der Sache, denn der Menschheit steht nun einmal nur eine Erde zur Verfügung, deren Ressourcen endlich sind. Es ist nicht die Schuld der Wachstumskritiker, dass die Meere überfischt sind, die großen Ökosysteme erodieren, die Eisdecke an den Polen schmilzt und Peak Oil überschritten ist. Es ist nicht die Schuld der Wachstumskritiker, dass auf diesem Planeten nicht 9 Milliarden Menschen in solchem Überfluss leben können wie wir. Das Wirtschaftswachstum braucht seine Kritiker nicht, um das zu tun, was es nun einmal tun muss: kontinuierlich schrumpfen, weil es sich schlichtweg »ausgewachsen« hat. Wir müssen diesen Tatsachen ins Auge sehen, wir haben keine andere Wahl, als sie zu akzeptieren – und neue Wege zu beschreiten. Damit diese Welt wieder in Balance kommt, damit Wohlstand, Ressourcen und Lebenschancen fairer verteilt werden können, müssen wir endlich erwachsen werden.

Das ist kein Fluch, keine Katastrophe, sondern eine große Chance für einen nachhaltigen Wandel: Wir als Bürger und Konsumenten haben es in der Hand, diesen notwendigen Transformationsprozess mitzugestalten. Ein erster Schritt wäre es, die Wachstumsversprechen, mit denen uns Industrie und Politik immer wieder ködern wollen, als billigen Taschenspielertrick, als gefährliche Wahnvorstellung zu entlarven. Wenn wir erkannt haben, dass es so nicht weitergehen kann, wird auch die Bereitschaft wachsen, nach neuen Antworten zu suchen und neue Wege zu beschreiten. Das sind wir uns, unseren Kindern und der Welt schuldig. Der Wandel wird nicht über Nacht zu

vollziehen sein, aber das sollte uns nicht schrecken. Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut. Vor allem dürfen wir »unsere Herkunft« nicht vergessen. Es ist wichtig, dass wir nachvollziehen können, wie wir wurden, was wir sind. Durch den Blick zurück werden wir verstehen, warum das Wachstumspostulat jahrzehntelang nicht nur die einfachste Antwort war, sondern auch eine durchaus erfolgreiche.

Deshalb werden wir im ersten Teil unseres Buches auf das Wirtschaftswunder der 1950er- und 1960er-Jahre zurückblicken. Jene frühen Jahre des schnellen und guten Wachstums, in denen es den Menschen nahezu täglich besser ging, haben unser positives Bild vom Wachstum geprägt und sich in unser Bewusstsein eingebrannt. Wir gehen der Frage nach, was dieses immense Wachstum nach dem Krieg möglich gemacht hat und wie es sich auf uns, unser Leben und das unserer Familien ausgewirkt hat. Diese autobiografische Sicht macht nicht nur die trockene und abstrakte Welt der Kennzahlen und Wirtschaftsdaten fassbarer, sie hilft auch zu verstehen, wann sich die Idee in unseren Köpfen festgesetzt hat, dass alles immer mehr werden müsse und dass das Wirtschaftswachstum quasi allein über Wohl und Wehe entscheidet. Wir zeigen auf, dass die seit geraumer Zeit existierende Finanz-, Wirtschafts- und Schuldenkrise Ergebnis einer Politik ist, die »Wachstum um jeden Preis« wollte und finanziert hat. Ein Wachstum, das weder systemisch möglich noch sinnvoll ist. Anders als noch im vergangenen Jahrhundert fehlen uns für dieses »Immer-mehr« nämlich inzwischen die Ressourcen, die Menschen und die Zeit. Wenn wir trotzdem an diesem Wachstumscredo festhalten, entstehen Blasen, die platzen, und »Scheinriesen«: Wachstum ohne Wohlstandsgewinne und ohne ein Mehr an Lebensqualität, Wachstum, das mehr zerstört, als es nützt. Vor allem aber erzeugt diese Art

von Wachstum einen Großteil der Probleme, die zu lösen es vorgibt.

Erste Anzeichen für diese Entwicklung gab es bereits in den 1970er-Jahren. Der Bericht des Club of Rome und zwei Energiekrisen machten erstmals die Verletzlichkeit des Systems deutlich, auf dem unser Wachstumswunderland fußt. Wir vollziehen den Prozess nach, wie sich die »guten« Wachstumstreiber der beiden Nachkriegsdekaden mit der Zeit ins Negative verkehrt haben und seit wann die Schattenseiten schwerer wiegen als die Vorteile. Erste deutliche Risse zeigten sich in den 1980er- und 1990er-Jahren. In dieser Phase der massiven Konjunkturschwankungen schien es, als könne sich das Wachstum nicht recht entscheiden, wie es auf die zunehmenden Krisensymptome reagieren solle. All das mündete letztlich in den Crash von 2008, der mehr war als die Folge des Gebarens wild gewordener Finanzmärkte. Der Crash war das notwendige und logische Ende einer Entwicklung, die so nicht weitergehen konnte. Seitdem ist klar: Wachstumsraten jenseits der 2 Prozent, an die nicht nur wir uns gewöhnt haben, sondern vor allem unsere Wirtschaft und Politik, werden nicht mehr zurückkehren.

Der zweite Teil unseres Buches geht daher der Frage nach, was in den letzten Jahrzehnten tatsächlich gewachsen ist und wer davon profitiert hat. Und wir hinterfragen das Schreckensszenario, mit dem Wachstumspropheten und -profiteure das Ausbleiben von Wachstum verbinden. Sitzen wir ohne Wachstum tatsächlich in einer Falle, aus der es kein Entrinnen gibt? Oder liegt darin nicht eine Chance, die Zukunft besser zu gestalten?

Genau darum wird es im dritten Teil unseres Buches gehen. Wir blicken nach vorn und diskutieren Szenarien, wie unsere Welt *nach* dem Ende des Wachstumswahns aussehen könnte. Wir zeigen auf, dass wir auf die Wachstumsraten von gestern

verzichten können. Wir suchen Antworten auf die Frage, was in Zukunft noch wachsen darf und unbedingt wachsen sollte. Auch dabei berücksichtigen wir unsere eigene Situation und die Lebensumstände von KollegInnen, FreundInnen und Bekannten.

Ich, Christine Ax, bin inzwischen 60 Jahre alt und lebe in Hamburg. Mein Sohn Christopher hat in diesem Jahr sein Studium beendet. Meine Tochter Catarina geht noch in die Schule. Nachdem ich Anfang der 1980er-Jahre in Hamburg für den Senat den ersten Umweltatlas schreiben durfte, ließ mich das Thema Umwelt und nachhaltige Entwicklung nicht mehr los. Seit zwanzig Jahren beobachte und begleite ich diese Themen als Wissenschaftlerin und Autorin. Dabei hat mich vor allem auch die Frage beschäftigt, welche Rolle kleine Unternehmen und das Handwerk mit seinen unendlich vielfältigen Kompetenzen in einer zukunftsfähigen Wirtschaft spielen. Welchen Beitrag sie zu einer nachhaltigen Lebens- und Wirtschaftsweise leisten.

Ich, Friedrich Hinterberger, bin 53 und lebe mit meinen beiden Kindern in Wien. An der Universität beschäftigte ich mich erstmals mit »grüner« Politik. Nach meinem Abschluss ging ich in die Forschung und gründete dann vor vierzehn Jahren mit FreundInnen ein eigenes Institut, das sich den Herausforderungen stellt, die sich aus dem Zusammenspiel von Umwelt und Wirtschaft ergeben. Wir forschen und entwickeln nachhaltige Alternativen für Kommunen, Unternehmen, Ministerien und für die EU. Dabei erleben wir nicht nur in unserer fachlichen Arbeit, sondern auch als Unternehmen Tag für Tag, was es bedeutet, einem Wachstumszwang zu unterliegen bzw. diesem entgegenkommen zu wollen.

Wenn wir an unsere eigene Biografie anknüpfen, dann tun wir dies zum einen, weil wir das Thema »Wachstum« möglichst lebensnah beschreiben und verstehen wollen. Wir verbinden unsere Lebensgeschichten mit denen jener Menschen, mit denen wir privat und beruflich seit Jahrzehnten zu tun haben und die unser Denken über das Thema Wachstum geprägt haben. Zum anderen – und das ist das Entscheidende – tun wir dies, weil wir der Ansicht sind, dass alles, was sich in der Welt ereignet, durch unser Zutun geschieht. Im Positiven wie im Negativen. Wenn wir uns verändern, verändert sich immer auch die Welt. Wir haben es in der Hand, die große Transformation, vor der wir stehen, positiv mitzugestalten. Es gibt keinen Grund zu verzagen. Denn: Auch wenn das Wachstum ausbleibt, können wir Arbeitsplätze schaffen, Renten bezahlen und gut leben.

Wir spiegeln mit diesen persönlichen Betrachtungen also auch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte unserer Länder und verknüpfen sie mit ökonomischen und wirtschaftspolitischen Deutungen. Auf allen Ebenen (der theoretischen, der persönlichen und wirtschaftshistorischen) werden uns die Faktoren immer wieder begegnen, die die entscheidenden Treiber oder Bremser des wirtschaftlichen Wachstums waren und sind: Konsum, Investitionen, Staatsausgaben und Exporte, aber auch Arbeit, Kapital, Ressourcen, der technische Fortschritt und die Frage nach der Verteilung von Gütern und Vermögen. Es ist diese Vielschichtigkeit, die das Thema Wachstum jenseits platter Pro-und-contra-Debatten so spannend macht. Je besser wir diese Zusammenhänge verstehen, desto besser können wir alle den Wandel mitgestalten.

Dieses Buch ist eine Einladung, diesen Weg des Wandels solidarisch zu beschreiten und die dafür notwendigen sozialen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und ökologischen Maßnah-

men mitzutragen. Eine Bürgergesellschaft wie die unsere muss diesen Transformationsprozess, der durch das Ende des Wachstums eingeläutet wird, nicht einfach nur ertragen – sie kann ihn positiv gestalten. Im kleinen, ganz persönlichen Bereich wie auch im staatlich-politischen.

WUNDER-BAR ODER: WIE ALLES BEGANN

In diesem Teil des Buches blicken wir auf unser bisheriges Leben zurück. Wir erklären, was Wirtschaftswachstum ist, schauen uns die Begriffe an, mit denen über Wirtschaftswachstum geredet wird, und beschreiben, welche Faktoren Wirtschaftswachstum in Europa oder weltweit möglich machen. Die Faktoren, die Wirtschaftswachstum ermöglichen, nennen wir Treiber. Wir zeigen auf, wie das Wirtschaftswachstum bis weit in die 1970er-Jahre hinein unseren Teil der Welt und alle früh industrialisierten Länder immer wohlhabender gemacht hat. Indem wir uns mit diesen Treibern beschäftigen, wird aber auch sichtbar, wie fragil und komplex diese Prozesse sind und dass viele Entwicklungen früher oder später an eine Grenze stoßen müssen. Wir beschäftigen uns zunächst mit dem Guten am Wachstum, das es zweifelsohne für uns alle hatte und hat, was es uns gebracht hat und was wir weder missen wollen noch vermissen müssen, wenn das Wachstum von gestern ausbleibt.

Wirtschaftswachstum – was ist das eigentlich?

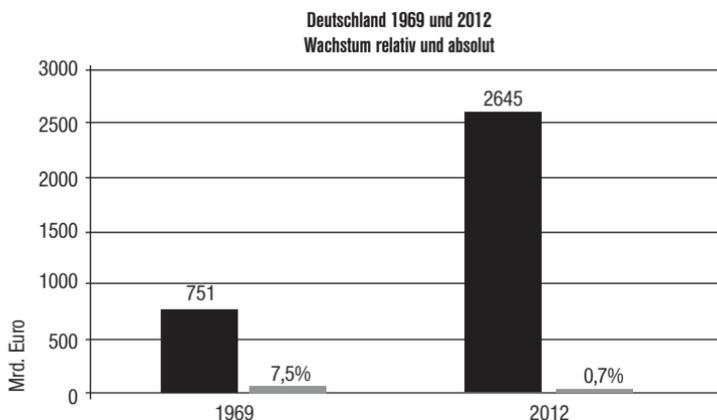
Wenn wir Politiker, Journalisten oder Unternehmer von Wachstum reden hören, dann gehen wir ganz selbstverständlich davon aus, dass sie das Wirtschaftswachstum meinen und nicht den Zuwachs an Wäldern, Wissen und Können oder guter Laune. Das ist eigentlich erstaunlich. Denn grundsätzlich kann alles wachsen, nicht nur die Wirtschaft. Und ein wenig mehr gute Laune würde uns allen sicher guttun.

Wachstum im Allgemeinen bedeutet, dass etwas mehr oder größer wird. Im Alltag beschreiben wir Wachstum in absoluten Zahlen und nicht in Prozenten. Wenn wir einem Freund erzählen, dass unser Kind um 5 cm gewachsen ist, dann weiß er, was gemeint ist. Aber weiß er es auch, wenn wir von 5 Prozent sprechen? Ist ein Kind gerade erst geboren und 50 cm groß, dann bedeuten 5 Prozent Wachstum, dass es um 2,5 cm gewachsen ist. Ist aber von einem Teenager die Rede, der 1,50 m groß ist, dann bedeuten 5 Prozent Wachstum schon das Dreifache, nämlich 7,5 cm. Entscheidend ist also immer, was wir zum Ausgangspunkt unserer Berechnung machen.

Wächst etwas stets um den gleichen Betrag (z.B. um 1 Milliarde oder um 2,5 cm, um bei unserem Beispiel zu bleiben), dann handelt es sich um *lineares Wachstum*. Wächst etwas um den immer gleichen Prozentsatz (z.B. pro Jahr um 3 Prozent), dann ist das Wachstum *exponentiell*.

Ein exponentielles Wachstum von jährlich 3 Prozent bedeutet, dass sich das *Bruttoinlandsprodukt* (BIP) in 24 Jahren verdoppelt und in 100 Jahren vervierfacht. Ein Beispiel: 3 Prozent von 100 Euro sind 3 Euro. Wenn sich 103 Euro um 3 Prozent vermehren, kommt schon etwas mehr dazu, nämlich 3 Euro und 9 Cent. 3 Prozent von 106,09 sind 3,20 Euro. Nach fünf Jahren sind aus 100 Euro schon 116 geworden, nach zehn Jahren 134. In 24 Jahren hat sich unser Ausgangsbetrag verdoppelt, in 50 Jahren vervierfacht. Und in 100 Jahren hätten sich die 100 Euro verachtstfacht. Ist das vorstellbar?

Richtig ist: In den letzten fünf Jahrzehnten hat sich unser Sozialprodukt tatsächlich vervierfacht. Ein Blick auf die Fakten zeigt aber, dass es so nicht weitergehen wird: Das Wirtschaftswachstum der führenden Industrienationen hat sich in Prozenten gerechnet stetig abgeschwächt. Was aber nicht heißt, dass es – in absoluten Zahlen betrachtet – weniger geworden wäre. Dazu später mehr.



Exponentielles Wachstum gibt es auch in der Natur – aber immer nur für eine begrenzte Zeit. Lebewesen, die nicht aufhören, exponentiell zu wachsen, zerstören die eigenen Lebensgrundlagen: ihre Mitwelt oder, wenn es sich um Schmarotzer handelt, ihren Wirt.

Wenn das Wirtschaftswachstum ausbleibt, sprechen die Experten von Stagnation oder *Null-Wachstum*. Und wenn das Bruttoinlandsprodukt sogar niedriger ausfällt als im Vorjahr, ist die Rede von *negativem Wachstum* oder Schrumpfung (Englisch *de-growth*, Französisch *decroissance*).

Es gibt Faktoren, die Wachstum möglich machen oder sogar antreiben. Diese Faktoren und Treiber werden wir uns im Folgenden genauer ansehen.

Wachstumstreiber

Sehr vereinfacht kann man sagen: Die Wirtschaft wächst, wenn sowohl das *Angebot* als auch die *Nachfrage* nach Gütern und Dienstleistungen wächst – wobei die Betonung auf dem *sowohl als auch* liegt. Mit »Angebot« meinen wir alle Güter, die auf den Markt kommen. Um sie zu produzieren, braucht man Arbeitskraft, Kapital, natürliche Ressourcen und Know-how. Der Begriff »Nachfrage« umfasst alles, was Konsumenten, Unternehmen sowie private und staatliche Organisationen kaufen. Wirtschaftswachstum setzt voraus, dass *beides* wächst. Steigt nur die Nachfrage an, nicht aber die Menge der verfügbaren Güter, erhöhen sich die Preise (*Inflation*). Umgekehrt gilt: Wird mehr produziert als nachgefragt, bleiben die Unternehmen auf ihrem Angebot sitzen, die Preise geben nach (*Deflation*). Beides hat Auswirkungen auf das Bruttoinlandsprodukt (BIP), also den

Geldwert aller Güter und Dienstleistungen, die pro Jahr in einem Land erzeugt und nachgefragt wurden.

Konsum

Ob die Wirtschaft wächst, darüber entscheiden zu einem großen Teil die Bürger eines Landes. Unser Konsum macht den größten Teil des gesamten Bereichs »Nachfrage« aus. Wenn wir jedes Jahr mehr konsumieren als im vergangenen, wächst die Wirtschaft. Konsum ist also einer der wichtigsten Treiber.

Wie viel Geld wir ausgeben, hängt nicht nur mit unserem frei verfügbaren Einkommen zusammen. Auch psychologische Aspekte spielen eine Rolle. Verdienen wir z.B. mehr als im Vorjahr und haben daher das Gefühl, dass wir es uns leisten können, geben wir mehr aus. Es wird allerdings auch dann mehr gekauft und investiert, wenn das Vertrauen in die Währung oder die Wirtschaft sinkt. Wenn es keinen Sinn macht, Geld auf die Bank zu legen, weil es kaum Zinsen bringt oder gar an Wert verliert, oder wenn wir uns scheuen, in Aktien oder andere Finanzprodukte zu investieren. In solchen Situationen »entsparen« Haushalte und investieren in Sachwerte, so wie dies seit der Finanzkrise in Deutschland der Fall ist. Der Run auf Gold oder Immobilien war die Folge.

Nicht nur die Höhe, auch die Verteilung der Einkommen spielt für das Konsumniveau eine große Rolle. Werden immer nur diejenigen reicher, die schon alles haben, wird mehr gespart oder in Sachwerte investiert. Wächst das Einkommen der Haushalte, die noch viele Wünsche haben, wird dagegen mehr konsumiert.

Der amerikanische Humorist Will Rogers (1879–1935) hat einmal gesagt: »Zu viele Leute geben Geld aus, das sie nicht ver-

dient haben, um Dinge zu kaufen, die sie nicht wollen, um Leute zu beeindrucken, die sie nicht mögen.« Ein Satz, der uns zu den gesellschaftlichen Faktoren bringt, die den Konsum beeinflussen. Jenseits von objektiven Faktoren (Preisentwicklung für einzelne Güter und Bedürfnisfelder wie z.B. Energie oder Mieten) ist hier vor allem das Streben nach sozialem Status zu nennen. Man will dazugehören, setzt mit dem Kauf eines bestimmten Produkts ein Zeichen. Konsum dient nur zum Teil der Befriedigung unserer wichtigsten Grundbedürfnisse (Wohnraum und Nahrung). Unser Streben nach mehr wird von der Industrie und der Werbung gezielt befeuert. Indem das Bedürfnis nach dem Kauf eines neuen Produkts erst geweckt wird. Eine Maschinerie, die niemals zum Stillstand kommen wird – und kommen darf; es sei denn, wir entziehen uns diesen Suggestionen oder das Wachstum selbst stößt an seine Grenzen – wovon später noch ausführlich die Rede sein wird.

Das Konsumverhalten hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Während früher ein Einkommen ausreichte, um eine Familie zu ernähren, vielleicht sogar noch etwas zu sparen oder ein Häuschen zu bauen, schafft das heute kaum noch jemand. Dies liegt neben den gestiegenen Lebenshaltungskosten auch daran, dass unsere Ansprüche gestiegen sind. Eltern wollen (müssen?) ihren Kindern heute ein Vielfaches dessen bieten, was sie selbst im gleichen Alter hatten: Markenbekleidung, den neuesten Computer, ein schickes Handy ... Kinder und Jugendliche, die bei diesem Statusrennen nicht mithalten können, haben es schwer bei ihren Altersgenossen.

Aber auch wir Erwachsenen folgen nur allzu gern den Einflüsterungen der Werbung. Dabei sollten wir uns ehrlich fragen, welche der unendlich vielen Produkte, die heute überall angeboten werden, wir wirklich für unser Glück brauchen. Unter

den vielen Dingen, von denen wir scheinbar nie genug haben können, nimmt Bekleidung eine Sonderstellung ein. Schuhe sind ein sehr gutes Beispiel, um der Frage nachzugehen, wie unsere Wirtschaft bisher gewachsen ist, warum wir immer weiter konsumieren (müssen) und wie sich das Geld verteilt, das wir auf den Ladentisch gelegt haben, wenn wir das Geschäft mit einem Paar neuer Schuhe verlassen haben.

500 bis 600 Mio. Paar Schuhe werden jährlich nach Deutschland importiert, das sind rund fünf Paar Schuhe pro Kopf. Schuhe sind ein »Frauenthema«. 65 Prozent aller Schuhe wurden 2010 von Frauen gekauft. Männer kamen auf den eher bescheidenen Anteil von 12 Prozent, Kinder auf 8. Der Rest fällt in der Verkaufsstatistik unter »Sonstige«. Das jedenfalls erfuhren wir auf der Jahrespressekonferenz der Deutschen Schuhindustrie in 2011.

Das war nicht immer so. Jahrhundertlang verdienten Europas Schuhmacher kaum etwas mit der Herstellung von Damenschuhen. Die Damenwelt trug Kleider bis zum Boden, es machte kaum Sinn, viel Geld für Schuhe auszugeben, die man ohnehin nicht sah. Die Herrenschuhmode hingegen ließ keine Wünsche offen (hohe Absätze, Schleifen, Verzierungen) und trieb erstaunliche Blüten wie den Schnabelschuh, dessen Länge über den sozialen Status präzise Auskunft gab. Wie sehr Mode mit gesellschaftlichen Veränderungen verbunden ist, dafür ist die Geschichte des Ballerinas ein wunderbares Beispiel. Nach der Französischen Revolution ließ der französische Adel alle hochhackigen Schuhe im Kleiderschrank stehen und ging dazu über, flache Schuhe zu tragen. Der Ballerina war damals für das gesellschaftliche und politische Reüssieren ein Muss. Eine Schuhmode, die die Welt übrigens den damals in Mode gekommenen »Saboteuren« verdankt. Denn die Männer und die Frauen aus

dem Volk, denen wir die Französische Revolution verdanken, trugen *sabots* (Bauernschuhe, oft aus Holz). Der Ballerina war also ein Symbol für Fortschritt und die Abkehr von den veralteten höfisch-künstlichen Sitten. Und eines für die neue Einfachheit und einen freieren Umgang mit der inneren und äußeren Natur. Einzig Joschka Fischers Turnschuhe, in denen er zum Amtseid als erster grüner Minister auf Landesebene schritt, kann heute mit so viel politischer Symbolik mithalten.

Inzwischen nehmen Schuhe, Handtaschen und andere Accessoires einen kaum nachvollziehbaren Stellenwert im Leben vieler Frauen ein. Wer dieses Phänomen besichtigen möchte, dem seien ein paar Folgen der amerikanischen Kult-Serie *Sex and the City* empfohlen. Es gibt keine Episode, in der nicht auf die (erotische) Bedeutung eines Luxuschuhs und/oder der dazu passenden Handtasche eingegangen wird. Und das, obwohl (oder vielleicht weil) der praktische Nutzen, den Schuhe in unserem Leben haben, recht überschaubar ist. Wir brauchen sie, um unsere Füße beim Stehen, Gehen und Laufen gegen Umwelteinflüsse zu schützen. Der Rest ist Mode und Statement. Schuhe sind ein Mittel der Selbstinszenierung, wir teilen mit ihnen der Welt etwas über uns mit. Die Schuhindustrie hat ein feines Gespür für unsere Schwächen und überschwemmt den Markt ganzjährig mit immer neuen Must-Haves. Tatsächlich tragen können wir immer nur ein Paar. Dennoch zieht es uns Saison für Saison in die Schuhläden.

Wir hätten an dieser Stelle Ähnliches auch über Kleider schreiben können, über Handys und Handyzubehör, über Taschen und Sportartikel, Küchengeräte oder die zahllosen Neuerungen auf dem Elektronikmarkt. Ohne dass wir uns Jahr um Jahr von Neuem verführen lassen und brav weiterkaufen, obwohl wir eigentlich alles haben, würde unsere Wirtschaft nicht

wachsen. Wir selbst – die Befriedigung unserer vermeintlichen (oft nur von der Werbung gesteuerten) Bedürfnisse – sind die mächtigsten Treiber des Wachstums. Würden wir von heute auf morgen aufhören zu konsumieren, hätte das Folgen, die jedem Wachstumsfetischisten den Angstschweiß auf die Stirn treten ließen.

Unternehmerische Investitionen

Aber »zum Glück« gibt es ja neben dem Konsum noch andere Treiber: Investitionen zum Beispiel. Damit immer mehr produziert werden kann, müssen Unternehmen den dafür erforderlichen Maschinenpark bereitstellen und Rohstoffe einkaufen. Das, was bereits vorhanden ist, muss gewartet und instand gehalten werden. Investitionen in diesem Bereich sind Wachstumstreiber im doppelten Sinn. Steigt die Nachfrage nach einem Produkt (oder wird sie künstlich angetrieben), muss der Output des Unternehmens erhöht werden. Man muss mehr in Rohstoffe investieren oder auch in neue Maschinen. Damit dieses höhere Kapazitätsniveau auch in Zukunft ausgeschöpft werden kann, muss man immer wieder ein neues Produkt auf den Markt werfen, wenn das alte nicht mehr zieht.

Gewerbliche Investitionen setzen also die Produktion von Investitionsgütern voraus. Diese wiederum schaffen die Voraussetzung für die Herstellung immer neuer Güter. Solche Investitionen sind oft mit technischem Fortschritt und mit Innovationen verbunden. Und auch hier spielt die Psychologie eine Rolle. Unternehmen investieren mehr, wenn sie davon ausgehen können, dass ihre Produkte auch in Zukunft nachgefragt werden. Für die meisten Güter allerdings gilt, dass der Markt irgendwann gesättigt ist. Die Konsumenten brauchen den Reiz des Neuen, um

ihren Geldbeutel immer wieder zu öffnen. Die Folge sind immer neue Produkte und/oder solche, die nur eine gewisse Zeit halten und dann ersetzt werden müssen. Der Wachstumstreiber Investitionen ist einer, an dem man die Spirale des »Immermehr« gut erkennen kann. Wer investiert, muss diese Investitionen wieder einspielen, indem mehr oder Neues produziert wird. Und je mehr hergestellt wird, umso mehr muss wieder investiert werden. Ein Kreisel, der sich immer schneller dreht.

Für diesen Wachstumstreiber wäre nichts schlimmer als Produkte, die ewig halten, und Konsumenten, die nicht endlos Dinge anhäufen wollen, sondern das, was sie besitzen, ausgiebig nutzen und womöglich auch noch reparieren lassen, statt eine Neuanschaffung zu tätigen.

Staatliche Ausgaben

Wenn der Staat investiert, geht es nicht allein um Infrastrukturmaßnahmen wie Bildung, Ausbau des Verkehrswesens, Instandhaltung von Gebäuden, Sicherung des Gesundheitssystems usw. Viel Geld fließt auch in Gehälter für Staatsbedienstete und in staatliche Leistungen wie Bildung, Arbeitslosengeld oder Subventionen. Werden alle diese Ausgaben durch Steuererhöhungen finanziert, fehlt dieses Geld den Bürgern und Unternehmen; sie haben weniger Geld für den Konsum oder für Investitionen zur Verfügung. Diese beiden Wachstumstreiber geraten dann ins Stottern.

Der Staat kann sich aber auch verschulden, um seine Ausgaben finanzieren zu können, und Geld ausgeben, das irgendwann zurückgezahlt werden muss: Dann wächst die Wirtschaft zwar, weil zusätzliches Geld ausgegeben wird – Geld, das durch die Kreditaufnahme in der Regel erst »geschöpft« wurde. Diese



Christine Ax, Friedrich Hinterberger

Wachstumswahn

Was uns in die Krise führt - und wie wir wieder herauskommen

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 368 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-28054-0

Ludwig

Erscheinungstermin: November 2013

Gibt es das: endloses Wachstum?

In Europa herrscht Alarmstimmung – wir bangen um unseren hart erarbeiteten Wohlstand. Ungebremstes Wachstum hat uns in eine tiefe Krise geführt, doch wenn man den Politikern glaubt, ist der einzige Ausweg daraus wiederum Wachstum.

Christine Ax und Friedrich Hinterberger haben starke Zweifel daran, dass »immer mehr« auch »immer besser« ist. Sie erklären, woher die Wachstumsbegeisterung in der Vergangenheit rührte, widerlegen schlüssig das gängige Credo, dass es ohne endloses Wachstum nicht geht, und zeigen, warum Wachstum keine zeitgemäße Antwort auf die aktuellen Probleme mehr ist. In einer zukunftsfähigen Gesellschaft können wir auf anderen Wegen Arbeitsplätze schaffen, Bildung und Pflege organisieren, Armut bekämpfen und den Klimawandel stoppen – das machen die beiden Wirtschaftsexperten anhand von Beispielen und durchaus unterhaltsam auch ökonomischen Laien verständlich. Ihr Buch ist vor allem eine große Ermutigung: Wir brauchen vor der Zukunft keine Angst zu haben. Wir werden nicht mehr haben, aber besser leben!



[Der Titel im Katalog](#)